

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde. Erzählung von Alfred Huggenberger

[urn:nbn:de:bsz:31-335946](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335946)

Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde.

Erzählung von Alfred Suggenberger.

Erstes Kapitel.

Worin einiges über Konrad Enderlis Charakter berichtet wird und wie er beinahe das Tanzen erlernt hätte.

Ich kann steif behaupten, daß von den jungen Burschen in Glinzmatten und Schönbühl kein einziger eine bessere Meinung von den Mädchen besaß, als Konrad Enderli. Wenn er trotzdem und ungeachtet seiner sechszwanzig Jahre noch nicht ernstlich ans Heiraten zu denken wagte, so lag der Grund hierfür vor allem darin, daß er sich von einem Tag auf den andern einredete, so etwas würde sich dann später einmal von selber geben; sogar das leidige Frauen würde vielleicht dann zu umgehen sein.

Dieses Fragen auf ungewisse Antwort hin schien ihm das Schwerste zu sein, was man einem jungen Menschen zumuten konnte. Wenn er so in einer fremden Stube sitzen und auf das erlösende oder demütigende Wort warten mußte, die Blicke bescheiden an den Tischrand geheftet. . . . Und wenn ihn dann erst ein „Nein“ treffen sollte! . . . Mit einem Korb abziehen zu müssen, das war in seinen Augen eine fast unauslöschliche Schmach. Er schüttelte jedesmal unwillkürlich den Kopf, wenn er den Schachenbauer im Wirtshaus prahlen hörte, ihm hätten fünfzehn Abschlag gegeben, aber die sechs habe dann mehr Bazen gehabt als die andern fünf zusammen.

Konrad Enderli hätte die bedeutsame Anwesenheit des Freiens vielleicht etwas leichter genommen, aber er hatte es in früheren Jahren leider versäumt, sich eine Kunst aneignen, die einem jungen Mann jeden Standes in dieser Sache hoch zu statten kommt: er konnte nicht tanzen. Nicht, daß er das an sich bedauert hätte, er äußerte sich seinen Kameraden gegenüber oft in geringschätziger Weise über diesen „Modeartikel“, wie er es nannte. Ihm komme das läppisch vor, so nach dem Takte einer Maulorgel oder einer Ziehharmonika den Boden zu bearbeiten und herumzuzwirbeln, wie der Hampelmann an der Schnür. So etwas wolle er sich nicht zur Gewohnheit machen.

Aber nach allem, was er so gehört und beobachtet hatte, mußte die Sache doch ihre ansehnlichen Seiten haben. Zum Beispiel konnte er sich's nicht verhehlen, daß ihn manchmal ein sonderbares Gefühl der Beklemmung beschlich, wenn er zusehen mußte, mit welcher Selbstverständlichkeit sich die Mädchen an ihre Tänzer anschniegten. Die Hermine Dünner vom Holzhof hatte sogar die Gewohnheit, während des Tanzens den Kopf leise an die Schulter ihres Burschen zu legen und die Augen zeitweise zu schließen, wie wenn sie am liebsten dort einschlafen möchte.

Wenn also schon der heimliche Reiz das Seine tat, so gab es noch einen anderen, triftigeren Grund, warum Konrad Enderli den Tanzgelegenheiten aus dem Wege ging und insbesondere den Köpflsaal in Glinzmatten nur noch mit Vorsicht betrat. Immer wieder gab es Mädchen, die ihn meuchlings anfassen und gewaltsam in den entseßlichen Tanzknäuel hineinziehen wollten. So eine war zum Beispiel die Schwellhofer-Seline. Sobald sie ihn irgendwo in einem Winkel oder in der Türöffnung stehen sah, hatte sie den Ahnungslosen unvermerkt beim Rockärmel und ließ ihn schlechterdings nicht mehr entkommen. Ihre zwei festen Arme hielten ihn unerbittlich umfaßt, und er konnte nichts Besseres tun, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie nahm sich viel Mühe, alle seine Bewegungen dem Rhythmus der Musik anzupassen, und es fehlte ihr auch nicht an der nötigen Kraft, ihn in Reih und Glied und zur Not im Gleichgewicht zu halten. „Lernen mußt du's, ob du willst oder nicht!“ leuchtete sie dabei, während er sich so recht wie ein Eichhorn im Haspel fühlte. Er brauchte sich keineswegs zu entschuldigen, wenn er ihr bei jedem dritten Takte auf die Nase trat. An das müsse man sich bei Anfängern gewöhnen, meinte sie begütigend. Der Amacher Fritz in Schönbühl, den sie auch angelehrt habe, sei, was den Takt betreffe, noch viel ungeschickter gewesen, und nun sei noch ein prima Tänzer aus ihm geworden.

Wenn die Musik dann endlich schwieg und vor Konrad Enderlis Augen sich erst recht alles im Kreise zu drehen begann: die Musikanten, der Leuchter und alle vier Saalwände, gab sie ihm wohlweislich noch für eine Weile festen Halt. „Siehst du jetzt? Es ist ja ganz über Erwarten gut gegangen,“ tröstete sie ihn mit beinahe mütterlicher Zärtlichkeit, während er instinktmäßig so bald als irgend möglich aus der schwülen Luft ins Freie zu gelangen suchte.

Mit der Zeit war es selbst der Schwellhofer-Seline nicht mehr gelungen, Konrad Enderli zum Tanzen zu bewegen, obgleich sie ihm immer wieder klar zu machen suchte, es fehle ihm nur an Geduld und am guten Willen. So oft er auf der Straße an ihr vorbei mußte, stieg eine kleine Angst in ihm auf. Sie ließ ihn auch nie an sich vorbei, ohne das heikelste Thema, das es für ihn gab, wenigstens mit ein paar Worten berührt zu haben. In neuerer Zeit schwärmte sie besonders für den Galopp; das sei eigentlich der Tanz, bei dem es noch ein wenig auf die Ausdauer ankomme.

Konrad wandte seine Augen jeweils mit innerem Entsetzen von ihr ab, was sie ihrerseits als Befangenheit auffaßte. Gewöhnlich legte sie ihm dann ihre kräftige Hand auf die Schulter und sprach ihm ermutigend zu: „Du

mußt nur Guraſcht faſſen, dann gelang's dir von heute auf morgen." Aber unter dem Druck dieſer Hand wurde ſein Mut nicht ärger; im Gegentheil, er lebte alle ausgeſtandenen Strapazen noch einmal durch und geſtand ihr kleinlaut, daß er es nie mehr zu probieren wage. Dann konnte ſie ihn mit einem ſchelmisch ſchmollenden Blick von der Seite her anſehen: „Aber du! . . .“

Gewiß, wenn ſie ein bißchen hübsch geweſen wäre, hätte ſie ihn mit der Zeit ſchon noch zu überreden vermocht. Aber dies war leider nicht der Fall. Ihre Augen ſtanden etwas zu weit aneinander; dafür war jedoch, da die Naſenwurzel nicht gleich bei der Stirn anſetzte, der Weg von einem zum andern eben, und ſie konnten ſich gegenseitig ſehen.

Ich muß nun zum vornherein der irrthümlichen Anſchauung entgegenreten, nach der Konrad Enderli zuſolge ſeiner Abneigung gegen das Tanzen notwendigerweiſe und ohne weiteres in die Stellung eines Sonderlings und Grillenfängers hineingedrängt worden wäre. Vor dieſem Schickſal bewahrte ihn ſeine geſunde innerliche Hinneigung zu den Mädchen, die er ſich nicht zu erklären wußte, die aber ſo ſtark war, daß er ſich oft heimlich geſtand, es ſei im Grunde genommen nicht bloß die Furcht vor dem leidigen Fragen, was ihm die Sache ſchwer mache, ſondern noch faſt mehr ſeine große Unparteilichkeit den Mädchen gegenüber: er möchte ſie eigentlich alle gern leiden; die Munteren, weil er auf ein Eſchwort jederzeit gern Verſcheid gab; die Stillen und Schüchternen, weil ſie bei jeder Neckerei gleich rot und verlegen wurden; die Blonden, weil ſie blond waren und die Braunen — — nun die hatten vielleicht einzig deswegen einen Stein bei ihm im Brett, weil die Vene Spinner zu ihnen gehörte, die Vene Spinner im Unterdorf, die der ältlichen Haushälterin Regine regelmäßig bei der Wäſche half. Konrad Enderli konnte bei mancher Gelegenheit feſtſtellen, daß er dieſes Mädchen nicht ungern in ſeiner Nähe ſah. Er hatte ſogar ihretwegen ein kleines Loch in die hintere Scheunenwand gehöhrt, durch das er ihr von ſicherem Standort aus ſtets gemächlich zuſehen konnte, wenn ſie mit der Regine im Grasgarten ſtand und mit ihren blanken, feſten Armen die ſchweren Leintücher ausringen half. Und einmal, als ihr der Vater den Lohn für die Waſcharbeit in einem blanken neuen Fünffrankenſtück auf den Tiſch hinlegte, ertappte ſich Konrad zu ſeinem eigenen Erſtaunen über der Erwägung, daß es eigentlich kein Ding der Unmöglichkeit wäre, dieſes ſchöne Geld in Zukunft im Hauſe zu behalten . . .

Das war eigentlich das erſte Mal, daß er einen beſtimmten Fall in Berechnung zog und ſich ſogar nachträglich ein wenig damit beſchäftigte. Für Vene ſprach außer ihren ſchönen, braunen Böpjen die Thatſache, daß ſie ſtink und anſtellig und daneben eine von den Schweigſamen, Inſichgekehrten war. Wenig reden, viel denken, pflegte die Haushälterin

28

rin Regine zu ſagen, und hatte dabei beſtändig das Maul offen. Gegen Vene Spinner war eigentlich nur ein Umſtand ins zu führen: ſie war ihrer jungen Arbeitswegen daheim ſo gut wie unentbehrlich, Mutter war Witwe, da lag denn doch Möglichkeit eines Korbes allzunah.

Ueber ſolche Pläne und Gedanken muß Konrad Enderli immer nachher im ſüßlich lächeln. Was einem doch für eigentümliche Sachen in den Kopf ſteigen konnten! Als ſo etwas nun von heute auf morgen mühte! Und als ob nicht noch reichere mindestens ebenſo hübsche Mädchen im Dorf und auf den Höfen umherliefen! Zum Spiel die Schwellhofer-Amalie. Sie war hübsch und zierlich, faſt in allem das Gegenſtück ihrer Schweſter, ſeiner gliederfeſten Taſchlehrerin. So oft er die Amalie mit dem hübsch geſtochtenen Viſenförbchen am ſauber gepußt am Hauſe vorbeigehen hinter der Türe des ſchräg gegenüberliegenden Spezereiladens verſchwinden ſah, erteerte er ſich mit tödlicher Sicherheit daran, daß man eine neue Büchſe Wagenſett haſſe, oder ein paar Viehfränge, oder Flaſchchen Breiſenöl, oder ſonſt etwas, im Haushalt dringend fehlte. Wozu denn der Spezereiladen da? Ganz abgeſehen davon, daß Stoders Anneli drüben als denjunger in ihrer hellen Aermelſchürze nicht übel ausſah und daß ſich nicht ſelten noch ein paar andere Mädchen im Laden fanden. Wenn dies der Fall war, ließ Konrad Enderli ſelbſtverſtändlich allen den Vorrang, er wollte immer zuletzt bedient ſein, das ſchickte ſich doch nicht anders. Das Vorne machte ihm wenig Mühe, er kam immer dieſer jungen, hübschen oder wenig hübschen Mädchen, die hin und wieder Mut zu einer Neckerei fanden, oder auch nach Art und Laune, in kleiner Verlegenheit neben ihm ſtanden, immer in eine wunderlich vergnügte Stimmung hinein. Er hätte ſie allen miteinander und jeder noch insbedeudere ſagen mögen, daß ihm ihre Gegenwart angenehm ſei. Nicht ſelten mußte er ſich, wenn die Reihe an ihn kam, ernüchlich auf ſein Anliegen beſinnen. Im Nothfall, das heißt wenn ihm nicht gleich etwas anderes einfam, kaufte er zwei Fünferzigarren oder für ſechs Rappen Peiſſenſchnur. War ihm vor den Mädchen ein richtiger Wit gelungen oder hatte ihn das Anneli Stoder ſeiner Geduld wegen gelobt, ſo bildete er ſich nachher ſtills nicht wenig darauf ein und war ſich und mit der Welt zufrieden.

Zweites Kapitel.

In welchem Konrads Vater eine Kuh zweimal trinkt und worin ferner ein Beſchluß gefaßt wird.

Leider ſollte der blaue Himmel, der über Konrad Enderlis mit vielen kleinen Freudenblumen angenehm geziertem Lebensgarten ſtand, von heute auf morgen von einer ſchwarzen Wolke überzogen werden.

Eines M
en Mutter
ne für e
ſtlich wa
u machen
ob, meh
Bäſchert
zu einem
durch das
hand Aus
eigte ſich
ohnheit
am ſoga
Nedkſihen
er an de
bahn führ
der Bejor
rud gab
uh das
ein Waſſ
ich nehm
Konrad,
ich mit
und Bürl
mach
hend da
merkſam,
den Luſt
ichon ein
ränkht ba
ſich der
ein Wor
dern, vor
Laternen
und die
Krippe
Nach ein
nachdem
Tränken
ſagte er
und ärge
Nach zu
„Das
hem v
Studiere
daß man
Zeit ein
in ſich
weißt,
Regine
aus. D
Wochen,
Milch
mal hä
dreim
haupt —
verſehen
kannſt d
Konra
werde ſo
Mendern
werde r
Geduld
nicht bl
Gaſſe ſt
Hauſſh
„Mud
derung

Dabei be-
 ene Spine
 d ins
 Arbeits-
 ehrlich
 un doch
 abe . . .
 unen mu
 r im it
 lgenüm
 en! Als
 morgen
 reichere
 en im
 Zum
 e war bl
 egeenstü
 eften Ta
 e mit
 en am
 igehe
 überlieg
 jah, er
 e, machte ihn la-
 enstett ha
 e, oder
 etwas,
 Wo zu
 abgef
 en als
 schürze
 nicht sel
 n Paden
 r, ließ
 n den
 edtent se
 Das
 kam in
 er wen
 wieder
 der auch
 dem ver
 wunder
 hätte als
 h insbes
 Zeit einen
 Gegenw
 ehte er
 lich auf
 das he
 eres ein
 der für
 um vor
 ungen od
 ner Gedu
 nachher
 d war in
 mal tränk
 wird.
 L, der üb
 inen Frei
 ebensgart
 einer sch

Cines Nachmittags, als an Lenes Stelle de-
 nen Mutter, eine rüstige Vierzigerin, der Re-
 ne für ein paar Stunden beim Waschen be-
 slich war, glaubte Konrad die Beobachtung
 zu machen, daß sein Vater, der Enderli-Ja-
 ob, mehr als unbedingt notwendig bei den
 Wäscherinnen in der Küche stehe. Ja, er sah
 in einmal während dem Wäscheaufhängen
 durch das bekannte Bohrloch in der Scheunen-
 wand Ausguck halten. Abends beim Füttern
 eigte sich dann der Vater gegen seine Ge-
 wohnheit sehr zerstreut und einsilbig. Es
 am sogar vor, daß er eine von den fünf
 fleckfüßen zweimal unmittelbar nacheinan-
 er an den kleinen Holztrög unterm Wasser-
 sah führte und sei-
 er Besorgnis Aus-
 rud gab, als die
 ush das zweite Mal
 ein Wasser mehr zu
 nehmen wollte.
 Konrad, der gemäch-
 lich mit Striegel
 und Bürste hantier-
 e, machte ihn la-
 end darauf auf-
 merklich, daß er ja
 den Lusti bereits
 schon einmal ge-
 ränkt habe; worauf
 sich der Vater, ohne
 ein Wort zu erwi-
 dern, vom Licht der
 Laterne abwandte
 und die Kuh an der
 Krippe festband. —
 Nach einer Weile,
 nachdem er mit
 Tränken fertig war,
 sagte er plötzlich laut
 und ärgerlich:
 „Das kommt von
 dem verdammten
 Studieren her! Und
 daß man die ganze
 Zeit einen Kerger
 in sich hineinfressen muß! Daß du's also
 weißt, mit der Haushälterin, mit der
 Regine kommen wir in die Länge nicht mehr
 aus. Das ist nun das dritte Mal seit vier
 Wochen, daß sie ihres Klatschmanns wegen die
 Milch über den Herd laufen läßt. Zwei-
 mal hält ichs mir gefallen lassen — —
 dreimal, da ist eins zu viel! Ueber-
 haupt — — mit eigenen Leuten ist man
 versehen, und wenn du's nicht merken willst,
 kannst du's bleiben lassen.“
 Konrad suchte den Vater zu begütigen. Es
 werde ja nicht ausbleiben, daß es einmal eine
 Verrückung gebe im Hause; aber vorläufig
 werde man doch besser tun, mit der Regine
 Geduld zu haben. Erstens könne man sie
 nicht bloß von heute auf morgen auf die
 Gasse stellen, und zweitens habe eine neue
 Haushälterin auch wieder ihre Mucken.
 „Mucken, oder nicht Mucken — eine Ven-
 derung muß es eineweg geben!“ bekräftigte

der Vater verbissen und wurde dann plötzlich
 heftig und laut: „Ich will es dir sogar
 deutlich sagen, wenn du nichts dagegen
 hast: Lust muß es da geben! Eine Frau
 muß ins Haus! — Weißt du jetzt, wo der
 Karren steht? Ich lasse bloß vier einfältige
 Wörtlein verlauten: Entweder du,
 oder ich! Wenn du mich versehen willst,
 ist's wohl und gut; im andern Fall . . .“
 Konradin Enderli verstand schon. Und er
 tat jetzt das, was ihm in dieser Lage als das
 etuzig richtige erschien: er rückte unversehens
 mit der merkwürdigen Mitteilung heraus,
 daß er auf morgen Abend etwas vorhabe. Im
 gleichen Augenblick bereute er es auch schon,



Sie konnte sich nicht enthalten, zum Beweis einige Takte vorzulangen . . .

den Vater angelogen zu haben, denn in
 Wirklichkeit war er in seinen Plänen und
 Entschlüssen den Mädchen gegenüber noch nie
 fahriger und mutloser gewesen, als gerade jetzt.
 Der Vater tat anfänglich, wie wenn er
 nicht recht gehört hätte. Er blickte eine Weile
 in den Tisch hinein, trommelte mit den Fin-
 gern und meinte darauf kleinlaut, halb zu sich
 selber redend, mit wenig Aufmunterung im
 Tone: „Also. Wenn du etwas vorhast, ist's
 recht. Ich bin dir nicht davor, im Gegenteil.
 Aber hoffentlich wird es sich um eine Person
 handeln, die man dann später auch bei Tag
 vorzeigen darf, hä? . . .“
 Konrad rutschte verlegen auf der breiten
 Wandbank hin und her. Vor seinem geistigen
 Auge spielte sich die reinste Kinematographen-
 vorstellung ab: Mädchenbilder, eines nach
 dem andern, gaukelten in unklarer Zeichnung
 an ihm vorbei,
 „kaum begrüßt — gemieden.“

„Nun? Geht das mich etwa gar nichts an, hä?“ Der Enderli-Jakob war bereits etwas ungehalten. Konrad ließ seine Schattenbilder noch einmal mit Blitzgeschwindigkeit an sich vorbeiziehen, während seine Augen gleichsam vom übrigen Menschen abgelöst, auf eigene Rechnung und Gefahr auf der vor ihm liegenden Zeitung umherirrten. Plötzlich blieben sie unwillkürlich an einem unscheinbaren Inserat hängen; wie eine Erlösung dämmerte es in ihm auf.

„Der Schwellhof-Bauer hat ein Saugkalb im Blatt.“ Er sagte das mit kleiner Stimme, aber die Worte kamen ganz von innen herauf.

Der Enderli-Jakob machte eine nachdenkliche Miene. Er zog die Achsel ein wenig in die Höhe und ließ sie dann langsam wieder in ihre richtige Lage zurückfallen.

„hm — die Idee ist an und für sich gut, der Schwellhofer ist recht eingeschrieben im Steuerregister“, meinte er, während sein Gesicht sich zusehends aufheiterte.

Konrad hatte dies nicht so bald mit einem raschen Seitenblick wahrgenommen, als er auch schon ziemlich beherzt weiterfuhr: „Ein Saugkalb brauchen wir freilich jetzt nicht; aber man muß doch eine Ausrede haben.“

Der Vater nickte verständnisvoll. „Und welche meinst du von beiden, das Amali oder die Selme?“

„An das Amali könnte ich mich jedenfalls schneller gewöhnen“, stellte Konrad ohne langes Bedenken fest.

Der Vater faßte sich mit der linken Hand den rechten Oberarm an. „Die andere hat es da“, sagte er mit Nachdruck.

„Wenn sie halt nur die Augen nicht so weit auseinander hätte“, wagte Konrad schüchtern, aber doch mit ziemlicher Bestimmtheit einzuwenden.

Der Enderli-Jakob tupfte mit einem Brotrestchen sorgfältig die Brosamen vom Tische auf. „Befehlen will ich dir in dem Teil nichts, du mußt mit der eigenen Haut zu Markt. Und schaffen hat das Amali am Ende auch gelernt. Ich meinte halt bloß wegen der Dauerhaftigkeit. Aber daß du dir's merkst: es ist jetzt auf der Wage. Man muß den Enderli-Jakob nicht lehren, was etwa so auf der Welt der Brauch ist; aber wenns dir dann allenfalls zu wenig daran gelegen wäre — — weißt, ich bin erst Zweit- undfünfzig zu Ostern. Und es könnten noch Sachen passieren, an die man jetzt gar nicht denkt . . .“

Damit schloß er die Türe behutsam hinter sich zu. Konrad aber nahm mechanisch das Zeitungsblatt in die Hand und las das erlösende und zugleich verhängnisvolle Inserat noch einmal halblaut vor sich hin:

„Ein Fleckkalb, acht Tage alt, zum Erziehern geeignet (mit Ohrmarken), bei Heinrich Zehnder im Schwellhof.“

30

Drittes Kapitel.

Worin Konrad Enderli ein Saugkalb kauft und wie es eine Langstunde, mehrere ernt gemeinte Küsse einen Storb abseht.

Der Sonntagnachmittag hatte diesmal länger gedauert als sonst; und doch, meinte Konrad Enderli, als jetzt allmählich die Dämmerung eintrat, so plötzlich und unvermittelt es noch nie Nacht geworden. Er heuchte beim Abendessen innere Gelassenheit, nachher dem Vater noch ein wenig beim Betteln und kleidete sich hierauf, gleichsam einer unsichtbaren Macht dazu gezwungen sorgfältig um.

Der feste Tritt seiner Füße klang ihm etwas Fremdes in die Ohren, während er durchs Unterdorf hinausschritt. Es war eine liebe, laue Märznacht. Da und dort trug noch aus einem versteckten Dachwinkel Schmelzwasser nieder, aber in der Luft lag ein keus Frühlingsahnen. Konrad maß mit den Augen die hohen Häufen frisch gespaltenen Knochenscheiter zu beiden Seiten der Straße, die einen würzigen Harzgeruch ausströmten, und dachte mit Stolz daran, daß er seinen eigenen Vorrat daheim unterm breiten Vordach mit dem der Nachbarn nicht vertauschen würde. Bei der Erwägung, daß nun vielleicht die Schwellhöfner Amalie dazu berufen könnte, diese Scheiter ihrem Bestimmungsort, dem neuen dreilöchrigen Kochherd, zuführen, wollte allerdings ein ungläubiges Lächeln auf seine Lippen kommen, das aber sogleich mit einem kräftigen „Hä — warum denn nicht?“ in seinen Winkel rückwies.

Bei einem der letzten Häuser schloß sich ihm unversehens Peter Färber an, ein Alterer. Er genoß, mit dem er aber nie besonders gute Freundschaft gehabt hatte.

„Auch noch ausdrücken?“ fragte Peter geräunt, jedoch mit verhaltenem Mißtrauen. Als ihm Konrad in möglichst trennherziger Ton mitteifte, er müsse wegen eines Saugkalbes ins Schwellhöstl hinab, erklärte Peter daß er just den gleichen Weg vorhabe. In hätten dieser Tage mit Holz an Langer rain fertig gemacht, und nun stehe da merweise eine Föhre in der Marklinie, zur Hälfte dem Zehnder im Schwellhof höre.

Die beiden nahmen, um sich über ihre Unbehaglichkeit hinwegzutäuschen, eine ganze Reihe von Gesprächsstoffen durch. Sie kamen unter anderem auch auf die Viehzucht zu sprechen und stritten des langen und breiten darüber hin und her, ob man mit Kälbermast besser fahre oder mit dem Ziehen. Peter war fürs Mästen, Konrad für Aufziehen.

Als sie dem Schwellhof gemach näher kamen, wurde der Faden des Gespräches dünner und riß sogar hin und wieder ganz. Einmal fragte Peter, scheinbar bloß nebenbei, ob Konrad, eigentlich im Schwellhöstl etwas zu Sinn habe? Dieser tat sehr verwundert: Wa

m denn ante?
„Hä, ich
s ist eb
orfe befa
dem Sch
oder
Konrad
s ein Au
„Da
ndeln n
einte er
nister
s, schwen
eichwohl
heune
ährend
eine weite
aus trat.
Nach
ndeln un
den hatt
Ender
Fleckkalf
unddreißig
glück
anden. C
hännder g
auf bis
ranken m
verlang
en.
Nicht o
welches
es er fü
nem Gla
reite S
er Peter
eben de
ben Am
ische saß
In Klüter
ntunlich
unterhielt
den rücht
auf ein
useinander
er Vater
and nich
bmung
anz nebe
Dies B
dung, wie
halten W
er hatte
erbergen
eit, mit
ermochie
ung zu
end gewe
aufte Ka
en zu bi

in denn da besonderes im Sinn haben annte?

„Hä, ich meine nur so,“ gab Peter zurück. „Es ist eben noch nicht vielen Leuten im Dorfe bekannt, daß der Schwellhofbauer an dem Schwager in Zumbach durch Bürgerschaft oder zwölftausend Franken verloren hat.“ Konrad zweifelte keineswegs daran, daß es ein Aufschnitt sei, tat aber nicht dergleichen. „Dann wird der Behnder heute zum Handeln nicht besonders gut aufgelegt sein,“ meinte er mit ernüchterter Besorgnis. „Schwenkte aber reichwohl nach der Scheune hinüber,“ während Peter eine weiteres ins dort traus trat.

Nach einigem Ablaß und Feilhaben hatte Konrad Enderli das Geckfals für fünfzig Franken und dreiunddreißig Franken eigen glücklich erworben. Er fand es nicht ohne etwelches Sträuben daß er sich noch zu einem Glase Wein in die Stube nötigen Altesen. Er war erbesondert über die reite Selbstverständlichkeit, mit der Peter Färber eben der hübschen Amalie am Tische saß und sich in Flüsterton recht ungenügend mit ihr unterhielt. Die Behnder rückten zwar ein wenig auseinander, als er Vater in die Stube trat. Aber Amalie ließ sich nicht einmal auf, um den neuen Ankommling zu begrüßen, sondern sagte bloß ganz nebenbei: „n Abend, Enderli!“

Dieses Wort tat ungefähr die gleiche Wirkung, wie wenn man ihm einen Kübel voll kalten Wassers über den Kopf geworfen hätte. Er hatte Mühe, seine Niedergeschlagenheit zu verbergen, selbst die ausgesuchte Freundlichkeit, mit der ihn Seline zum Sitzen einlud, vermochte ihn nicht in eine freundliche Stimmung zu versetzen, obschon er sich fortwährend gewaltsam daran erinnerte, daß das gekaufte Kalb wirklich mindestens fünf Franken zu billig sei.

Seine Tanzlehrerin Seline teilte ihm etwas verschämt mit, sie sei beinahe erschrocken, als sie ihn noch so spät habe in die Stube treten sehen. Als er ihr vom angeblichen Grund seines Herkommens berichtete, schürzte sie die Lippen zu einem schelmischen Lächeln und gab ihm mit den Augen zu wissen, daß sie schon verstehe. . . .

Peter Färber rückte nun mit seinem Anliegen wegen der gemeinsam zu fallenden Föhre heraus; der Schwellhofer meinte, daß

werde schon zu machen sein, und es werde gewiß keinen Prozeß absetzen. Dann wurde in gemächlicher Weise über allerlei Dinge hin und her geplaudert. Auch Konrad Enderli beteiligte sich mit verständigen Äußerungen am Gespräch; wenn man über etwas ungleicher Meinung war, so stand Seline immer auf seiner Seite. Sie behandelte ihn überhaupt als ihren besonderen Gast und füllte sein Glas beharrlich nach, so oft er einen Schluck daraus getrunken hatte.

Als der Schwellhöfner eine zeitlang nicht in der Stube war, fing sie zu seinem Entsetzen vom Tanzen an. Man müsse nur immer mit dem Schottisch beginnen, der sei so leicht, daß man ihn gar nicht zu lernen brauche. Und wenn man den Schottisch könne, könne man auch die anderen. Beim Polka brauche man bloß zu zählen: „Eins-zwei-drei — eins-zwei-drei — vier-und-fünf-und-sechs-und-sieben.“ Es gebe eigentlich gar nichts Einfacheres auf der Welt als den Polka. Sie konnte sich nicht enthalten, zum Beweis einige Takte vorzutanzten, wobei sie pflichtschuldigst zählte: „Eins-zwei-drei — eins-zwei-drei — vier-und-fünf-und-sechs-und-sieben. . .“

Konrad Enderli drohte der Schweiß auf die Stirne zu treten; nicht zum wenigsten aus Aerger darüber, daß Amalie sich so gleich nach des Vaters Weggehen dicht neben Peter



. . . . sie machte sich mit einem der am Bachrand stehenden Bäsche zu tun

Färber hinsetzte und sich sogar leicht an ihn anlehnte. In diesem Augenblick gab er sie für immer verloren. Er fing an, nach der Uhr zu sehen, keine Nacht der Welt hätte ihn mehr halten können. Seline war sehr betrübt über sein frühes Ausbrechen. Sie schmolte ein wenig, begleitete ihn aber doch hinaus und gab ihm vor der Haustüre zu seinem nicht geringen Erstaunen einen wirklichen Kuß.

Er überlegte eine Weile, ob es wohl die Pflicht oder der Anstand von ihm erheische, den Kuß zurückzugeben, und kam zu einem bejahenden Schluß. Darüber zog sich aber der Abschied noch ziemlich stark hinaus, denn Seline wollte ihm nun sämtliche Küsse verabsolgen, die sie seit Jahren in ihrem Innern für ihn aufgespeichert hatte. Zu Konrads vollkommenem Glück fehlte in diesem Augenblick nur die Tanzmusik. Statt dieser hörte man plötzlich die polternde Stimme des Schwellhofbauern, der drinnen den Peter Färber in höchst unfreundlicher Weise verabschiedete. Die Markshöhre und die Amalthea seien allenfalls zwei verschiedene Dinge, und mit dem Sichinshaushineinschwindeln sei noch nicht alles getan. Und wenn er mehr wissen wolle, könne er ihm mehr sagen.

Wie ein nasser Fudel kam Peter heraus, und Konrad nahm die Gelegenheit wahr, ebenfalls das Weiße zu gewinnen. Die beiden Freier schritten in kurzem Abstand hintereinander her, ohne daß einer zum andern auf dem ganzen Heimweg ein Wort gesprochen hätte.

Viertes Kapitel.

Worin Konrad Enderli auf einen Holzweg kommt, nichtsdestoweniger ein merkwürdiges Erlebnis hat, durch das zu seiner eigenen Ueberraschung alles zu einem guten Ende gelangt.

Wer Konrad nach seiner Heimkehr vom Schwellhöfli prophezeit hätte, daß er schon am folgenden Sonntag neuerdings auf Freierrücken gehen würde, der hätte jedenfalls einen sonderbaren Bescheid bekommen. Aber die Verhältnisse sind oft stärker als der menschliche Wille. Und der alte Zeislermathis behauptete mit Recht, wer ein Weibervolk beleidigt habe, der bekomme den Lohn durch sieben Mauern hindurch.

Die Regine hatte Jakob Enderlis Unfreundlichkeiten auf die hohe Achsel genommen und als regelrechte Kriegserklärung aufgefaßt, sie antwortete nun ihrerseits mit hunderterlei kleinen Bosheiten. Und eines Mittags nach dem Essen überraschte sie die beiden Männer mit der in trockenem, kühl vornehmen Tone vorgebrachten Mitteilung, daß sie in vier Wochen zu ihrer Schwester nach Greinach ziehen werde.

Der Enderli-Jakob erwiderte kein Wort darauf. Aber als er nachher mit Konrad allein in der Stube war, sagte er mit Nachdruck: „Du wirst wissen, was du jetzt zu tun hast. Einer von uns beiden muß daran

glauben. Nach, was du für gut findest; es muß sich bald weisen.“

Was Konrad Enderli sich in dieser Zeit für Sorgen und Gedanken machte! Seine Pläne und Erwägungen waren so viele, ihm oft davon ganz kraus im Kopf wurde und er weder aus noch ein wußte. So kam so weit mit ihm, daß er manchmal denlang auf dem fertigen Beschluß ausruhte, bei der Schwellhöfler-Seline Rettung zu suchen. Aber wenn ihm dann jählich ihr „Eins-zwei-drei . . .“ in den Sinn kam, und wenn er sich innerlich vorstellte, wie ihren Augen oft eines das andere ansah, dann konnte er sich eines gelinden Grauens nicht erwehren.

Mehr als einmal führten ihn seine Pläne und Entwürfe auch nach dem kleinen Haus Unterdorf spazieren, wo die Vene Spinnstube daheim war. Doch das mußte er sich aus dem Sinn schlagen. So wie es jetzt einmal stand, konnte er sich doch nicht zwei Jahre, oder vielleicht noch länger, hinauslassen.

In seiner Not suchte er bei Johann Stähli Rat, mit dem er in früherer Zeit viel zusammen gewesen, der nun aber schon verheiratet war. Stähli lachte ihn nur an und sagte: „D, wenn es dir wirklich daran zu tun ist, so hast du bald eine. Aber er muß es dir halt sein, sonst . . .“ Konrad antwortete, daß es ihm bitter ernst sei.

Da fragte ihn Johann Stähli, ob er dachte er in der letzten Zeit gar nie im Schaffenberger Wirtshaus eingekehrt habe? Es ständen da sich immerhin ihrer vier Töchter, von denen keineswegs ein Unflut sei. Er zum Beispiel sei ja glücklich verheiratet; aber wenn irgendwo, so was Unvorhergesehenes eintreten müßte, würde er es zu allererst auf dem Schaffenberger probieren.

Konrad wunderte sich im Stillen darüber, daß ihm die Schaffenberger Mädchen bis jetzt nicht eingefallen waren. Der Schaffenberger Wirt, der etwas mit Vieh handelte, giffen . . . zwar nicht für wohlhabend, und es hieß all und daß die Mädchen ein wenig puffsüchtig sein würden. Aber das brachte eben das Wirten am Sorei-drei-tag mit; Konrad redete sich ein, dergleichen Fehler würden einer Frau dann schon abge und gewöhnen sein, wenn man sie erst habe. In, ob ihr Beste und Schönste an dieser Gelegenheit zu aber war, daß man keine besondere Auszu ersinnen brauchte.

So kam es denn, daß Konrad Enderli am folgenden Sonntagnachmittag schon früh halb drei Uhr bedächtigen Schrittes den Holzfußweg hinanstieg.

Der Frühling ging schon stark im Wal um. Zwischen den Ständen des Unterhof leuchtete das hellrote Blust des Seidelbais und die Weidenruten trugen ihre Silbkätzchen mit Stolz und Wonne zur Schau ganz abgesehen von den Haselbüschen, die so stäubten, wenn man einen Zweig mit dem Ellbogen ein wenig streifte. Und das Holzbüschlein, an dessen Nachbarschaft sich

findest; eiteig beharrlich hält, hüpfte so munter wohlgelaunt über Wurzeln und Gestein
 dieser W einem Staubecken ins andere, daß man
 htel! Se hundenlang hätte zusehen und zuhören
 so viele, men.
 Kopf w Sie er sich nun so leidlich guten Mutes
 hie. Ja gksam bergwärts machte, hörte er Schritte
 nchmal ter sich. Es war der Linder-Schana, der,
 us austr Ziehharmonika unterm Arm, in ziem-
 line Rett er Eile den Waldweg herauf kam.
 um jähli In Konrad Enderli stieg eine böse Ahnung
 Sinn k. Er blieb stehen und ließ den andern an
 lte, wie vorbeil. „Wo 'naus, wo 'naus“, fragte er;
 ansah, d wußte bereits alles. — „Hä, ins Schaffen-
 rauens g hinaus, Tanzmusik machen. Kommt mit?“

ch hab' einen
 seine B ern Weg vor“;
 nen Haus Konrad ge-
 ene Spin en zurück.
 er sich n und ums Tan-
 es jetzt ist mir's heut
 ht zwei, ade nicht.“
 er, hinba

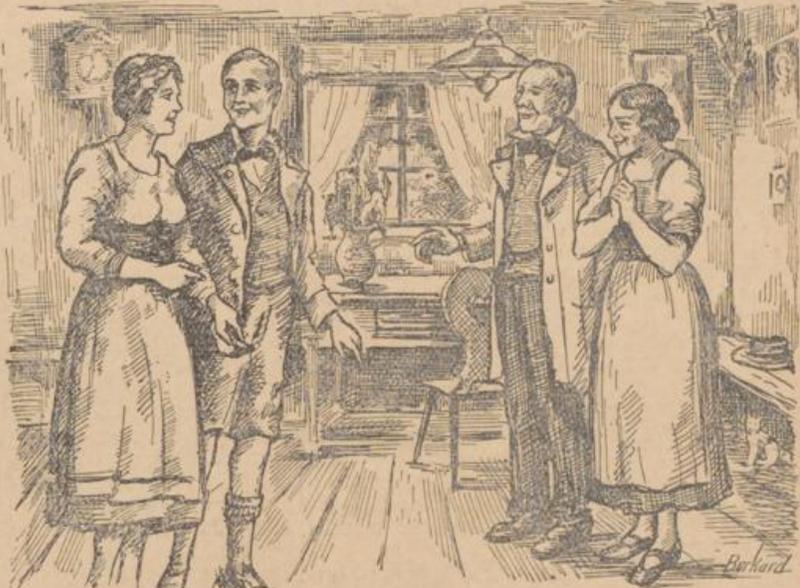
Der Musikant
 hann Stag seiner We-
 zeit viel Konrad En-
 schon laßt aber lehnte
 hn nur nachdenklich
 rkllich dar den Stamm
 Aber er rier schönen,
 Konrad anken Buche.
 ei. Ich und nach
 ob er dächte er ganz in
 Schaffenber zusammen, er
 ständen an sich als ein
 denen feentlicher Pech-
 el sei hael vor. Er
 irgendig an, leise mit
 ten mür entseßlichen
 m Schafföglichkeit zu
 chnen, daß er
 len darübe vielgefürchte-
 chen bis Kunst doch noch
 Schaffenberde lernen
 ndelte, üßen . . .

Es hieß all und unbewußt probierte er auf dem saube-
 rüchtig sein Waldboden ein paar Polkatatte: „Eins-
 n am Sorei-drei — eins-zwei-drei — vier-und-fünf-
 dergleisd...“ Mit einem Ruck brach er die Ver-
 schon ab und blickte sich sorgfältig im Walde
 t habe. In, ob ihn ja kein Mensch in seinem läppi-
 Gelegentli Tun beobachtet habe.

Glücklicherweise durfte er hierüber beruhigt
 n. Er dachte bereits daran, den Rückgang
 s Dorf anzutreten, als er wieder jemanden
 n Waldsteig heraufkommen hörte. Dieser
 mand war ein Mädchen, und als er recht
 nshah, war es die Vene Spinner. Sie schien
 n noch nicht bemerkt zu haben, und er ließ
 Arglose näher kommen, indem er sich dicht
 den Stamm der Buche schmiegte und den
 nt hinterm Rücken verbarg.

Vene hatte es nicht eilig. Hin und wieder
 at sie dicht an den Rand des Bächleins,
 arf etwa ein dürres Blatt oder ein Stück
 inde hinein und sah aufmerksam zu, wie
 das steuerlose Schiff von den kleinen

Wasserfällen in recht unartiger Weise von ein-
 nem Seelein ins andere führen ließ, wo es
 dann je nach Glück oder Zufall irgendwo zwis-
 schen Wurzellnorren einen beschaulichen Ha-
 fen fand oder aber aufs Ungewisse hin weiter
 treiben mußte. Als sie dieses Spiels satt war,
 trat sie unmittelbar an eines der klaren Was-
 serbeden hin, bückte sich und rückte langsam
 einen der flachen, gelben Kieselsteine etwas
 von seiner Stelle, worauf sie glücklich einen
 großen Krebs aus Tageslicht brachte. Indem
 sie das hilflose Tier mit zwei Fingern gefan-
 gen hielt, betrachtete sie es aufmerksam von
 allen Seiten. „Was denkst du jetzt?“ redete
 sie vertraulich mit ihm. „Angst hast du, gelt?“



Konrad sah seinem Mädchen glückstrahlend in die Augen.

Sie hielt ihm absichtlich einen Finger vor eine
 der Scheren; aber als der Krebs tüchtig zu-
 klemmte, wollte ihr das doch nicht behagen,
 und sie tauchte schnell mit der Hand ins Was-
 ser.

Nach diesem machte sie sich an einem der
 am Bachrande stehenden Haselbüsche zu tun.
 Sie streifte einen Ärmel bis hinter den Ell-
 bogen zurück und ließ sich, indem sie leise an
 den über und über mit blühenden Käzchen
 behangenen Zweigen zupfte, den gelben Blü-
 tenstaub auf den blanken, runden Arm fallen.

Konrad Enderli fand all diese Dinge sehr
 anziehend und kurzweilig. Es stieg etwas wie
 eine Erleuchtung in ihm auf, und er dachte,
 daß dieser Gang nun in keinem Falle ganz
 umsonst gewesen sei.

In diesem Augenblick fühlte er einen hef-
 tigen Kitzel in der Nase und mußte dreimal
 hintereinander tüchtig herausniesen.

Vene fuhr auf und sah sich nach ihm um.
 Sie wurde rot, streifte mit einer raschen Be-

wegung den zurückgestülpten Ärmel vor, schien aber absichtlich weiter keine Notiz von dem Störenfried nehmen zu wollen, sondern machte sich gemächlich daran, blühende Haselzweige zu brechen und zu einem Strauß zu ordnen.

Er war sehr verlegen. „Bist du jetzt böse auf mich?“ fragte er nach einer Weile, den Hut immer noch in der Hand haltend.

„Hörcheln ist nicht fein,“ gab sie schnippisch zur Antwort, ohne sich nach ihm umzusehen oder in ihrer Beschäftigung stören zu lassen.

Da bemerkte er in seiner Nähe zwei prächtig blühende Seidenbastzweige. Er schnitt diese mit dem Taschenmesser ab und trat zu ihr hinüber. „Willst du?“

„Ich finde selber Blumen, wenn ich welche haben will.“

Er warf die Dolden in einem weiten Bogen von sich, ging ein paar Schritte bergab, kehrte aber gleich wieder um und blieb unschlüssig stehen, während sie fortwährend Zweige abbrach, so daß sie diese mit der andern Hand kaum mehr halten konnte.

„Hast du jetzt wirklich das vorhin so hübsch abgenommen?“ fragte er zerknirscht. „Ich hab' dich ja bloß nicht gern stören mögen...“

„Und was hast du denn hinter deinem Baumstamm gedacht?“

„Hä, gefreut hat's mich halt,“ gab er ganz treuherzig zu. Er bemerkte, daß sie wieder leicht errötete.

Sie ging nun nach den zwei Seidelbastzweigen, die er weggeworfen hatte, und hob sie auf. „Wie schad um die schönen Blumen!“ Damit wandte sie sich talwärts, ohne Konrad noch eines Blickes zu würdigen. Er folgte ihr in kurzem Abstände, und als sie anfangen wollte, schneller zu gehen, rief er ihr bittend nach: „Du — Vene! Ich hab' dir wirklich etwas sagen wollen!“

Sie stand still und wandte sich lachend um.

„Du? Mir?“

„Ja, ich dir.“

„Dann sag es schnell. Aber gleich dort, wo du bist!“

„Das geht nicht, ich muß ein wenig näher kommen!“

Aber wie er nur einen Schritt nach vorn tat, machte sie sich wieder bergab, und als er jetzt zu laufen anfing, lief sie auch, hielt jedoch bald inne und wartete, an eine Tanne gelehnt, auf ihn.

„So dumm darf man nicht tun“, sagte sie, halb zu sich selber, indem sie den Strauß sorgfältig auf den Boden legte und ihre herabgefallenen Zöpfe aufband. Sie hatte sich ganz in Hast gelaufen.

Er blieb vor ihr stehen und sah ihr bei ihrer Arbeit zu. „Du hast so schöne Zöpfe“, sagte er mit ehrlichem Wohlgefallen.

„Hast du mir das sagen wollen?“ neckte sie und fing wieder zu gehen an, hatte aber nichts dagegen, daß er jetzt neben ihr hinschritt.

Ihre blühende Nähe machte ihn sehr froh; aber reden konnte er nicht. Nach einer Weile

wagte er, ihre freie Hand schüchtern in seine zu nehmen. Und plötzlich stand er und hielt sie an. Ihre Augen begegneten in einem kurzen Blick, der Frage und wort zugleich war. Da sagte er leise, beinahe andächtig: „Weißt du es jetzt? ...“

„Keine Ahnung habe ich“, entgegnete er prompt, aber der Schelm saß in ihren Wangen.

Jetzt machte sie ihre Hand los, und die Schritte wieder bergab. Längere Zeit sagte keines ein Wort, bis Vene endlich Schweigen brach:

„Die Sonne gibt schon fast so warm im Mai.“

„Ja, es ist schön heute,“ gab Konrad zurück. „Wenn es so fortgeht, ist die Wärme drei Wochen grün.“

Sie hatten mittlerweile den Wald erreicht, und Vene bot, daß er sie allein lassen solle. Es sei wegen den Leuten. Von woher klang ein Lied von Mädchenstimmen, das den beiden wohlbekannt war:

„In dem Wasser, da schwimmt ein Fischlein lustig, wer noch ledig ist!“

Wart ein klein, wart ein klein — Ueber ein Jahr kann's anders sein.“

„Du — wie halten wir es jetzt miteinander?“ fragte Konrad. Wie er sie ansah, merkte er, daß sie sehr ernsthaft gewarnt war. Sie hielt seinen Blick aus; er wollte ein Näckeln auf ihr Gesicht kommen, aber es war gleich wieder weg. Nun machte sie sich mit ihrem Strauß zu schaffen und dabei, halb von ihm abgewendet: „Du dir bis jetzt nie etwas aus mir gemacht.“

Das ließ er nun nicht gelten.

„So blind bin ich denn doch nicht gewesen. Ich fürchtete nur immer... ja, wenn du willst, kann ich dir's mit dem Nuckloch besorgen, das ich deinetwegen in ein Brett hinteren Scheunenwand gehohlet habe.“

Sie scherte leise in sich hinein. „Ach, hab' ich immer nicht gewußt, warum dort die Wand nicht ganz auf den Boden reicht, manchmal ein paar Schuhe zum Vorschein gekommen sind.“

„Sag, darf ich mit deiner Mutter davon reden?“ drängte er jetzt in bittendem Tone.

Sie befaß sich ein wenig. „Es wird schon besser sein, wenn ich erst selber es zu dir sage.“ Damit wandte sie sich von ihm ab und schritt flüchtigen Fußes talwärts. Konrad blieb noch eine gute Weile am Waldrand stehen und hoffte, daß sie einmal zurücksehen werde, aber sie tat ihm den Gefallen nicht.

Als er etwa eine Stunde später das in die Stube trat, saß der Vater allein am Abendbrot. Konrad war seines frohen heimlichen so voll, daß er es nicht für sich behalten vermochte. Der Enderli-Jakob während der Mitteilung mehrmals kauen inne. Und als Konrad bekümmert äußerte, die Spinnerin werden die Vene der nicht gut entbehren können, weil

n, der I
man we
en, so g
schwere
n immer
tt einig
Konrad
in stand
f, wie w
te. „Es
ere Art
und hat
d.
ich gebe
ab,“ jagt
war for
er Bierte
fällt. W
g trat, k
egen. S
ihn in I
t, laut z
ige sind!
n weinen
n der n
Enderli
rächtlich
ersten A
die Spin
rad zu r
alkomm
tes von
te sich J
einem S
ehend:
ich glau
gefunden

Du soll
Nicht i
Der Kl
Er soll
Wir ha
Das so
Und h
Das u
Es ko
Als D
Da wir
Ein ja

lichtern in
stand er
begegnete
tage und
leise, be
h t? ...
entgegen
ihren M
s, und die
Kängere
te endlich
so warm
Konrad
t die We
Waldran
e allein
Bon ih
schenstim
r:
mt ein
lein —
ers sein.
ekt mite
ist ansah
ast gew
aus; ein
sicht kom
. Nun m
ffen und
det: „Du
gemacht.

n, der Kuebel, kaum neun Jahre zähle,
man werde sich noch einige Zeit behelfen
en, so gut es gehe, da klappte er plötzlich
schweres Sackmesser, dessen er sich beim
immer bediente, zu und stand auf. Er
tt einige Male in der Stube hin und her,
Konrad noch nie an ihm beobachtet hatte.
n stand er still und nickte lebhaft mit dem
wie wenn er einen Beschluß bestätigen
te. „Es wird halt jetzt fast nicht auf eine
ere Art gehen,“ brummelte er vor sich
und hatte bereits die Türflanke in der
id.
ch gehe allenfalls schnell zur Spinnerin
ab,“ sagte er so nebenbei unter der Türe
war fort. Konrad folgte ihm schon nach
er Viertelstunde, von Sorge und Neugier
ält. Wie er in Spinners schmalen Haus-
trat, kam ihm Lene in heller Aufregung
gegen. Seine beiden Hände fassend, grüßte
ihn in lieber Vertraulichkeit, wagte aber
laut zu reden. „Du — was das für
ge sind! Ich weiß nicht, soll ich lachen
weinen! Kommt nur erst hinein!“
n der niedrigen Stube am Eckisch saßen
Enderli-Jakob und die Spinner-Marthe
rächtlich nebeneinander, und man sah auf
ersten Blick, um was es sich da handelte.
ie Spinnerin kam etwas befangen auf
Konrad zu und gab ihm mit einem trodenen
„Komm“ die Hand. Eine Weile sprach
es von den vieren ein Wort. Da räu-
te sich Jakob Enderli ein wenig und sagte,
einem Sohn gewendet, jedoch an ihm vor-
ehend:
Ich glaube, daß wir jetzt das Richtige her-
gefunden haben. Ich wundere mich bloß,

daß wir nicht schon lange auf diesen Ausweg
gekommen sind. Ist es nicht gänzlich verkehrt,
ichon wegen der Arbeit, daß an einem Ort
zwei Mannsbilder zusammen haufen und am
andern zwei Weibervölker? — Wir sind also
denn versprochen, die Marthe und ich.“

Konrad und Lene taten, was ihre Pflicht
war und wünschten Glück. „Wir wünschen
euch das gleiche,“ sagte Jakob Enderli; daß
es euch im Haus und im Stall gut gehe. Ich
habe nämlich im Sinn, nach der Hochzeit hier
im Unterdorf einzustehen, weil das die
Marthe so haben will.

Konrad sah seinem Mädchen glückstrahlend
in die Augen. Sie war bis jetzt ein wenig be-
fangen gewesen, nun hellte sich ihr Gesicht zu-
sehends auf, und sie sagte, halb zu sich selber,
indem sie leise den Kopf schüttelte: „Das ist
— eigentlich — merkwürdig zugegangen . . .“

„Herrgott — nun muß ich doch nicht tanzen
lernen! fuhr es Konrad Enderli heraus.“

Lene hielt ihm den auf dem Tische stehen-
den Strauß von Seidelbast und Haselkätzchen
vors Gesicht. „Wollen wir nicht gleich noch
einmal suchen gehen? In eurerer Stube da-
heim sollte doch jetzt von Nichts wegen auch
ein Maier stehn.“

Er war gern dabei und beeilte sich, die Mit-
teilung vorzubringen, daß er im Lindholz,
gleich da, wo sie sich heute getroffen, noch
einige sehr schöne Stauden Seidelbast stehen
wisse.

Sie lächelte ihn an, es war ein sehr liebes
Lächeln. „Ach — da fällt's mir jetzt wieder
ein: Du hast mir ja noch etwas sagen wol-
len . . .“

Es kommt ein Tag!

Du sollst auch nicht allzuviel sorgen,
Nicht immer im Trabe gehn,
Der Kleinkram von heute auf morgen
Er soll nicht über Dir stehn!

Wir halten vieles für wichtig
Das so wichtig ist und so klein;
Und halten vieles für nichtig
Das uns so wichtig sollt' sein.

Es kommt ein Tag, vielleicht eher
Als Du es Dir nur gedacht.
Da wird Deinem Raffen und Schaffen
Ein jähes Ende gemacht.

Dann schlagen die Uhren wie immer,
Und die Wolken ziehn ihren Lauf,
Und die Sternlein im silbernen Schimmer
Sehn jeden Abend noch auf.

Die kleinen Vöglein sie singen
Und jubilieren im Chor, —
Die Kinder sie lachen und springen
Und — alles ist grad wie zuvor!

Du sollst auch nicht allzuviel sorgen,
Nicht immer im Trabe gehn,
Der Kleinkram von heute auf morgen
Er soll nicht über Dir stehn!

Lina Sommer.